

»Ich schicke ihm Liebe«

Talente Noah Becker – Musiker, Model, Maler – über die Vor- und Nachteile, »schon als Ei berühmt« zu sein, und das Verhältnis zu seinem Vater Boris

Criado-Perez zitiert in ihrem Buch eine Studie, nach der Kinder, die dazu aufgefordert werden, einen Wissenschaftler zu malen, zu 72 Prozent einen Mann malen.

Weil Criado-Perez um ihre eigenen Wahrnehmungsverzerrungen weiß, hat sie Verständnis, wenn ihr diese bei anderen begegnen. »Männer haben keine weiblichen Körper und sie machen keine weiblichen Erfahrungen, deshalb sind ihnen viele Probleme nicht bewusst«, sagt sie. Ihr Buch bietet eine 400-Seiten starke Nachhilfe. Sie trägt unzählige Beispiele zusammen, wobei ihr die Bereiche der unbezahlte Arbeit, die Frauen im Haushalt, in der Erziehung oder der Pflege leisten, und Fragen der weiblichen Gesundheit und Sicherheit am wichtigsten sind.

Dass die Symptome eines Herzinfarkts bei Frauen oft andere sind als bei Männern und von manchen Ärzten nicht richtig diagnostiziert werden, gab Criado-Perez den Anstoß für das Kapitel »Der Arztbesuch«. Es ist der engagierteste Teil des Buchs. »Frauen sind nicht einfach kleinere Männer« schreibt sie. Die Datenlücke in Bezug auf die unterschiedliche Wirkung von Medikamenten sei »historisch«, bis heute würden Frauen manchen Wissenschaftlern und Pharmaunternehmen aufgrund ihres Hormonzyklus' als zu kompliziert für Testreihen gelten.

Auch in der Unfallforschung gilt der »Gender Bias«. Zahlen aus dem Jahr 2012 zeigen, dass Frauen zwar seltener in Unfälle verwickelt, dann aber schwerer verletzt werden und häufiger tödlich verunglücken. Die Ursache seien Crashtest-Dummys, die bei der Entwicklung von Autos eingesetzt werden und größer und schwerer sind als durchschnittliche Frauen.

Es ist im Einzelnen schwer nachzuprüfen, was Criado-Perez an Daten, Zahlen, Statistiken zusammengetragen hat. Doch grundsätzlich trifft »Unsichtbare Frauen« den Punkt: Das Leben und der Alltag vieler Frauen auf der ganzen Welt sind zu stark aufs männliche Maß geeicht. Manchmal ist das nur ärgerlich, manchmal ist es lebensbedrohlich. Viele der Daten, die sie anführt, bilden die Grundlage für größere Entscheidungen, auf ihnen basieren Entwicklungen, die in Zukunft eine Rolle spielen werden.

»Es bringt nichts, die Geschlechter gegeneinander in Stellung zu bringen. Wir tragen alle Verantwortung, wir sind eine Gesellschaft«, sagt Criado-Perez. »Die meisten Männer haben Frauen, Mütter, Schwestern oder Töchter, sie haben ein Interesse am Wohlergehen von Frauen.« Diese Sichtweise hat sie sich über ihre Recherche hinweg bewahrt. Ihr Buch verfolgt ein eindeutiges Ziel: Männer und Frauen zum Umdenken zu bringen. Claudia Voigt

Ein Hinterhof in Berlin. Becker, 26, hat hier eine zweigeschossige Halle angemietet. Seine Großmutter wohnt gleich um die Ecke. Das Loft dient ihm als Musikstudio und Atelier. Draußen steht ein ausgedientes Feuerwehrfahrzeug. Es hätte der Tourbus von Beckers Künstlertruppe Baketown sein sollen. Aber momentan gibt es dabei niemanden, der einen Lkw-Führerschein hat. Becker hat seine Dreadlocks mit einem Stirnband zusammengelassen und trägt einen ausgeleierten Ringelpulli. Während des Interviews raucht Becker mehrere selbst gedrehte Zigaretten. Angeblich mit CBD, jenem Bestandteil der Hanfpflanze, der nicht high macht. Er sitzt mit zwei Freundinnen beim Mittagessen. Einer der beiden kraut er den Kopf. Ein graubärtiger Mann klopft an die Tür. Becker geht nach draußen, fängt an, mit ihm zu diskutieren, das Gespräch dauert etwa eine halbe Stunde.

SPIEGEL: Herr Becker, war das Ihr Manager?

Becker: Nein. Ich habe ein paar mal Projekte mit ihm realisiert, aber er ist nicht mein Manager. Ich arbeite mit unterschiedlichsten Menschen an verschiedenen Dingen. Mir passiert es ständig, dass Leute sich als mein Manager ausgeben. Die denken, ich käme nicht allein klar. Wegen meiner Lockerheit.

SPIEGEL: Haben Sie keinen Manager?

Becker: Die wollen alle viel zu viel Geld haben. Ich verstehe nicht, was der Job von Managern sein soll, wenn alle eh nur mit dem Künstler persönlich reden wollen. Deshalb manage ich mich selbst.

SPIEGEL: Haben Sie Angst, dass man Sie ausnehmen will?

Becker: Nee, so negative Gefühle habe ich nicht. Außerdem kann das jedem passieren, der gerade ein bisschen Licht hat. Dann kommen andere, die sich darin sonnen wollen. Jeder, der einen Schritt zu weit macht, kann vom Taxi überfahren werden.

SPIEGEL: Ist Ihr Vater Ihnen in dieser Hinsicht ein Negativbeispiel?

Becker: Nein, das nicht. Manchmal habe ich ihm gegenüber einen Beschützerinstinkt, denn ich liebe ihn so sehr. Ich schicke ihm immer ganz viel Liebe.

SPIEGEL: Hat er Ihnen etwas geraten für Ihren Umgang mit Leuten, die mit Ihnen Geschäfte machen wollen?

Becker: Er muss gar nichts sagen, ich sehe das ja, wenn er einfach nur da ist. Ich habe mittlerweile ein dickes Fell.

SPIEGEL: Sie sind das erste Kind von Tennislegende Boris Becker und dessen erster Ehefrau Barbara – und somit von Geburt an prominent. Nun stellen Sie Ihre Gemälde erstmals während der Art Miami in einer Galerie aus. Glauben Sie, dass Sie als Künstler noch berühmter werden können?

Becker: Es geht nicht um Ruhm. Ich habe das Privileg, jeden Tag Dinge auszuprobieren, für die ich noch lange brauchen werde, bis ich darin perfekt bin. Gemalt habe ich schon immer. Meine Mama hat mir hässliche Lunchboxen mit in die Schule gegeben, die habe ich mit Raumschiffen bemalt, damit sie cool aussehen. Klar will ich Erfolg haben, viel wichtiger ist aber permanente Weiterentwicklung.

SPIEGEL: Über Ihre Ausbildung ist wenig bekannt, außer dass Sie in den USA die Schule besuchten. Haben Sie danach studiert, einen Beruf gelernt?

Becker: Ich wollte in den USA an eine Musikhochschule, aber die haben mich zweimal abgelehnt. Danach habe ich mir meine Lehrer selbst gesucht. Es sind meine besten Freunde, die Menschen, die mich jeden Tag umgeben. Die sind alle super talentiert, in ganz unterschiedlichen Bereichen. Meine Freundin ist Produzentin, spricht sieben Sprachen und kennt sich mit zeitgenössischer Kunst aus. Wir wollen uns gegenseitig weiterbringen. Ich glaube, das ist ein Zukunftsmodell: kleine Kommunen, die ihre eigene Nachbarschaft aufwerten.

SPIEGEL: Sie sprechen von Ihrem Künstlerkollektiv Baketown.

Becker: Ich war in einer Band namens Bakery, aber unser Leadsänger ist nach Indien gezogen, um Schamane zu werden. Wir mussten einen Ersatz finden. Also hatten wir die Idee, eine Art Wanderzirkus zu gründen, Baketown eben. Mit Superhero-Bands, die sich erst kurz vor dem Auftritt zusammensetzen. Wer Baketown bucht, weiß nicht, wer kommt und spielt.

SPIEGEL: Auch Ihr Vater fiel zunächst durch. Als Kind lehnten ihn die Experten

»Ich frage mich schon, wie sich Leute verhalten würden, wenn sie nicht wüssten, wer ich bin.«



Künstler Becker: »Die Gefühle gegenüber meinem Namen haben sich verändert.«

vom Deutschen Tennis Bund ab: Er sei nicht geeignet für eine Profikarriere.

Becker: Sport hat viel mit Malerei und Musik zu tun. Man muss jeden Tag dabei sein, jeden Tag einen bestimmten Teil des Gehirns trainieren. Ich bezweifle nur, ob es wirklich so wichtig ist, einen Ball zu hauen.

SPIEGEL: Was meinen Sie?

Becker: Sport und Nationalismus sind heimlich miteinander verknüpft. WM, Davis Cup, Olympische Spiele... Das sind letztlich Wettkämpfe zwischen Nationen. Vor diesem Hintergrund finde ich es verrückt, dass Menschen so viel Gewicht darauf legen, wie gut jemand einen Ball schlägt. Es sollte doch um Verbrüderung gehen.

SPIEGEL: Sie kritisieren auch die laxen Waffengesetze in den USA, wo sie aufgewachsen sind. Einem Ihrer Schulfreunde wurde ins Gesicht geschossen. Wie kam es dazu?

Becker: Das war bei ihm zu Hause. Er wurde überfallen. Viele Leute in den USA haben Knarren, nehmen die sogar auf Partys mit. Man muss Angst haben in Amerika. Wenn in Amerika ein Streit eskaliert, kann es sein, dass jemand die Waffe zieht. Jeder könnte einfach ausrasten. Ich behandle einfach alle wie Irre. Dann passiert mir nix.

SPIEGEL: Seit wann wohnen Sie wieder in Deutschland?

Becker: Ich wohne nicht hier, ich wohne nirgendwo, ich bin die ganze Zeit nur im Atelier, am Arbeiten.

SPIEGEL: Als DJ nannten Sie sich Knowa, als Bassist konnten Sie sich hinter dem Bandnamen Bakery verstecken. Als Maler sind Sie einfach Noah Becker.

Becker: Die Gefühle gegenüber meinem Namen haben sich verändert. Ich kann jetzt besser als früher mit meiner Bekanntheit umgehen. Aber ich frage mich schon, wie sich Leute verhalten würden, wenn sie nicht wüssten, wer ich bin.

SPIEGEL: Ärgert es Sie, auf Ihre Eltern reduziert zu werden?

Becker: Früher hat es mich blockiert. Heute kann ich darüber lachen. Wenn man älter wird, merkt man, wie klein man selbst ist und wie groß das Universum.

SPIEGEL: Haben Sie mal darüber nachgedacht, dass Sie nur so unabhängig sind, weil Ihre Eltern berühmt sind?

Becker: Das könnte sein. Ich weiß nicht, ob alle meine Freunde so frei leben wie ich. Viele meiner Vorbilder haben sich ihr ganzes Leben lang selbst nicht geliebt. Jetzt sind sie nicht fähig, andere zu lieben. So will ich nicht werden. Für mich ist es viel wichtiger, am Ende des Tages ein gesundes Ich zu haben. Im Atelier zu sein, mit gesunden Gedanken. Meine Mission ist Positivität.

SPIEGEL: Aber Sie sagten mal, Hass sei Ihr Hauptantrieb beim Malen. Wogegen richtet sich dieser Hass, und woher kommt er?

Becker: Ich habe mich geändert, so rede ich heute nicht mehr. Ich lobe mich heute stärker selbst. Ich gebe mir selbst so viel Liebe, wie ich kann. Ich benötige sehr viel Liebe. Aber ich darf nicht erwarten, die ständig von anderen zu bekommen. Das ist das Problem vieler Beziehungen, dass man denkt, der Partner müsse einen mit Liebe aufladen.

SPIEGEL: Viele Künstler nennen Leid ihren Hauptantrieb.

Becker: Ich würde mich nicht als Künstler bezeichnen.

SPIEGEL: Nicht?

Becker: Doch klar, alle sind Künstler. Auch wie man in einen Raum reinkommt und auf andere Menschen zugeht, ist eine Kunst.

SPIEGEL: Können Sie vom Verkauf Ihrer Bilder leben?

Becker: Über Geld redet man nicht. Außerdem bin ich gerade erst am Anfang.

SPIEGEL: Im Internet werden Ihre meterhohen abstrakten Bilder für bis zu 20 000 Euro angeboten. Finden Sie diese Preise gerechtfertigt?

Becker: Die Leute, die meine Bilder verkaufen, nennen tausend unterschiedliche Preise. Das Bild da hinter Ihnen über der Couch würde ich Ihnen sogar schenken. Das Perfekte ist doch, wenn meine Bilder bei Freunden landen, dann komme ich irgendwann nach Jahren wieder zu denen, und die Bilder sind noch da, dann haben wir alle ein Abendessen zusammen und unterhalten uns drüber.

SPIEGEL: Wie bestreiten Sie momentan Ihren Lebensunterhalt?

Becker: Darüber reden wir doch die ganze Zeit! Mein einer Fuß macht dies, mein anderer Fuß macht das.

SPIEGEL: Sie sind Model und Markengesicht für Lacoste, seit Kurzem auch Regisseur von Musikvideos, zum Beispiel für Lenny Kravitz. Haben Sie keine Angst, sich zu verzetteln?

Becker: Das passiert die ganze Zeit.

SPIEGEL: Was treibt Sie an?

Becker: Teil von etwas zu sein. Alle sind heute so selbstbezogen. »Ich! Ich! Ich!«, das ist die Nummer, die alle singen. Das ist so langweilig, deshalb gehe ich nicht mehr aus. Ich kenne Leute, die niemand kennt, und die sind genauso gut wie Sie und ich. Ich muss nicht gesehen werden. Die Zeit allein im Atelier ist die geilste überhaupt.

SPIEGEL: Viele Menschen fürchten sich vor Einsamkeit.

Becker: Alle wollen was anderes. Ich war schon als Ei berühmt. Berühmtheit aber macht nicht glücklich.

Interview: Sebastian Späth